

Organspende:

„Wettrennen um mehr Lebenschancen?“ – Eine Podiumsdiskussion

„Was wir in Deutschland machen, ist das schlechteste System, das es gibt“, machte Thomas Breidenbach, der geschäftsführende Arzt der Deutschen Stiftung Organtransplantation in der Region Bayern seinen Standpunkt klar, während der Diskussion zum Thema Organspende in Deutschland im europäischen Vergleich. Die Veranstaltung, bei der das höchst aktuelle Thema der Organspende von der medizinischen, philosophischen und rechtlichen Sicht beleuchtet wurde, hatte der Verein „Junges Europa e.V.“ organisiert. Der Hörsaal H4 an der Universität Regensburg war mit etwa 100 Zuhörern gut gefüllt.

Zu Anfang wies die Moderatorin Christina Berndt, Redakteurin der Süddeutschen Zeitung, darauf hin, dass dieses Thema bedauerlicher Weise zuletzt nur mit dem Beigeschmack des Transplantationsskandals vom Juni 2012 in dem Medien erschienen sei. Thorsten Kingreen, Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht, Sozialrecht und Gesundheitsrecht an der Universität Regensburg, stellte fest: „Wenn in Göttingen der Prozess geführt wird, steht nicht nur der Mediziner vor Gericht, sondern das ganze System.“ Alle Beteiligten waren sich einig, dass dieses bisherige System grundlegend geändert werden müsse, doch vor allem die Gesetzeslage sei problematisch, wie Herr Kingreen bemerkte: „Ich lese das Transplantationsgesetz und verstehe es nicht.“ Zwei Merkmale des Gesetzes sorgen für den anhaltenden Vertrauensverlust der Bevölkerung in die Organspende: die Intransparenz des Gesetzes und dessen Verteilungskriterien. Diese große Skepsis der potenziellen Organspender hat unmittelbare Folgen auf die Lage der Patienten. „Wir haben eine sehr schlechte Organspendensituation in Deutschland, Patienten müssen im Schnitt sieben Jahre warten“, erklärte Bernhard Banas, Leiter des Transplantationszentrums am Universitätsklinikum Regensburg. Diese ohnehin schon lange Wartezeit verlängert sich nun, da die Bereitschaft der Bevölkerung weiter sinkt. Diese rechtliche Schieflage führe dazu, „dass man Mediziner Entscheidungen treffen lässt, die nicht medizinischer, sondern rechtlicher Natur sind“, erläuterte Kingreen. Breidenbachs Wunsch zu diesem Dilemma wirkt fast bescheiden: „Wir Mediziner wollen eine klare Definition, die uns ruhigen Gewissens arbeiten lässt.“ Die Schlussfolgerung zieht Banas: „Wir brauchen eine gesellschaftliche Diskussion, darüber in welche Richtung wir wollen. Wir Mediziner können diese Diskussion nicht führen.“ Denn nur durch die öffentliche Diskussion könne festgelegt werden, wie die Gesellschaft die ethisch und moralisch offenstehenden Fragen beantworten möchte, so dass die Antworten im Parlament festgehalten werden können und nicht mehr in der Verantwortung der Mediziner lägen. Doch dazu brauche es Aufklärung, diffuse Ängste sollten aus dem Weg geräumt werden. Wie eine Frage aus dem Publikum am Ende der Diskussion nochmals bestätigte, beschäftigt sich ein Großteil der potenziellen Spender (etwa 80%) damit, ob sie denn im Falle einer Organentnahme wirklich *tot* seien, oder ob der Hirntod der endgültige Tod sei. Aus medizinischer Sicht ist diese Frage leicht zu beantworten, „Hirntod ist der Punkt, wo es keine Umkehrmöglichkeit ins Leben mehr gibt“, bestätigte Breidenbach. Christoph Schmidt-Petri, Lehrstuhlinhaber der Praktischen Philosophie an der Universität Regensburg, stimmte der Medizin aus philosophischer Sicht zu, wenn auch seine

Formulierung etwas vorsichtiger ausfiel: „Der hirntote Mensch ist nicht tot, aber sein Leben ist vorbei. Der Mensch muss nicht tot, tot, tot sein, um ihm Organe zu entnehmen.“ Viele Skeptiker sollte es beruhigen, dass in Deutschland die strengsten Vorschriften bezüglich der Feststellung des Hirntods gelten. Am Ende der Veranstaltung forderte Breidenbach das Publikum auf zu handeln: „Treffen Sie eine Entscheidung! Entlasten Sie Ihre Angehörigen.“ Denn es soll keine Werbung für den positiven Organspenderausweis gemacht werden, in dieser Verantwortung stehen die Politiker, aber die aktive Entscheidung für ein „Ja“ oder ein „Nein“ eines jeden Einzelnen ist wichtig, damit niemand vor der fürchterlichen Situation stehen muss über Tod oder Leben zu wählen.

Weitere Informationen zu den nächsten Veranstaltungen des Vereins „Junges Europa e.V.“ finden Sie unter www.jungeseuropa.de

Elena Leuschner